

# Stellvertretung und Solidarität bei Therese von Lisieux

Zu ihrem hundertsten Geburtstag (geb. am 2. 1. 1873)

Waltraud Herbstrith (Teresia a Matre Dei OCD), Köln\*

Der Tod Thereses von Lisieux am 30. September 1897 wurde von niemand registriert, außer von ihren Schwestern und Verwandten. Man unterhielt sich im Karmel darüber, was wohl die Priorin bei einer so jungen Schwester ins Totenbuch schreiben werde. Nun, für das Totenbuch war wirklich nicht viel zu verzeichnen: ein ganz gewöhnliches Ordens- und Christenleben lag vor, mit Licht- und Schattenseiten. Therese war dazu in einem Alter gestorben, in dem andere ihr eigenliches Leben erst beginnen.

Da man im Totenbrief, der an alle Klöster verschickt wurde, nichts Besonderes über sie sagen konnte, gab man ihr selbst das Wort. Und wie Therese es vorausgesagt: Ihre bescheidenen Niederschriften hatten einen ungeahnten Erfolg. 1923 wurde sie selig-, 1925 heiliggesprochen, 1927 zur Patronin der Mission erklärt. Die Welle des Kitsches, die Thereses Verehrung und Lehre lange umgab, ist glücklicherweise verebbt. Geblieben sind ihr wahres Gesicht, ihr Lächeln unter Schmerzen, ohne Pose und Süßlichkeit, ihre Wahrhaftigkeit, Tapferkeit und ihr Humor, ihr treues Durchhalten im Alltag, in der Anfechtung des Glaubens und ihre Solidarität in der immer neuen Zuwendung zum Mitmenschen.

Wenn Camus in „La Peste“ von den Ordensleuten sagt: „Aber die Ordensbrüder haben keine Freunde. Sie haben alles auf Gott gestellt“<sup>1</sup>, dann korrigiert ihn Therese, wie längst vor ihr die große Teresa und andere. Wenn er die Christen von sich bekennen lässt: „Unsere Liebe war sicherlich immer noch vorhanden, bloß unbrauchbar, schwer zu tragen, reglos in uns, unfruchtbar wie das Verbrechen oder die Verdauung. Sie war nur noch eine Geduld ohne Zukunft und eine beharrliche Erwartung“, dann war Thereses Liebe im Übermaß „brauchbar“ und nach vorn, auf Zukunft gerichtet. Wenn der Christ Paneloux in „La Peste“ freiwillig in einem Rettungskommando mitarbeitet „und fortan in absoluter Solidarität mit den andern (den Nichtglaubenden) den Weg des Menschen ins Exil“<sup>2</sup> geht, um Zerstörung und Untergang aufzuhalten, dann tat Therese das gleiche. Auch

\* Der vorliegende Beitrag erscheint demnächst in dem Buch der Vf.: *Therese von Lisieux – Anfechtung und Solidarität*. Kaffke, Bergen-Enkheim, 1973.

<sup>1</sup> Leo Pollmann, *Sartre und Camus. Literatur der Existenz*, W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart – Berlin – Köln – Mainz 1971<sup>2</sup>, 216; ebenda die drei folgenden Zitate.

<sup>2</sup> Ebd. S. 152.

sie erlitt „die Solidarität mit den Menschen bis in die Erkenntnis der Absurdität des Lebens hinein“, und auch ihr blieb nichts als „die Option für den nackten Glauben, für Tod und Kreuz“. In dieser Wahl jedoch, in der sie ‚nackt dem nackten Christus‘ folgte, sprach sie uns die Worte des Glaubens zu: „Allons, allons!“ ‚Gehen wir! Vorwärts! Es ist noch nicht alles zu Ende.‘ Unsere Erde ist nicht der Absurdität, nicht blindem Zufall ausgeliefert. Hinter aller Nacht liegt ein Sinn verborgen, den wir gemeinsam suchen und finden müssen.

„Nur wer zum Glück fähig ist, dem wird eigenes und fremdes Leid zum Schmerz. Wer lachen kann, kann auch weinen. Wer Hoffnung hat, wird fähig, die Welt auszuhalten und zu trauern . . . Wo das Reich Gottes nahe ist, spürt man den Abgrund der Gottverlassenheit. Wo man lieben kann, weil man Liebe erfährt, kann man auch leiden, das Leiden annehmen und mit den Toten leben. Leben als Freude an der Befreiung, als Solidarität mit den Gebundenen, als Spiel im versöhnten Dasein und als Schmerz am unerlösten Dasein, demonstrieren das Ostergeschehen in der Welt“<sup>3</sup>. Die Fähigkeit zum Mitleiden, zur Hoffnung, sollte Therese von Lisieux schon früh aus der Erfahrung des Geliebtseins in der Familie erwachsen. Als Kind war sie gewohnt, auf gemeinsamen Spaziergängen den Armen Almosen geben zu dürfen. Das Phänomen des Todes hatte die Sechsjährige durch den frühen Heimgang der Mutter schon erlebt. Körperliche und seelische Not von Menschen, die am Rand der Gesellschaft ihr Dasein fristeten, sollte ihr an Bettlergestalten aufgehen. „Eines Tages“, schreibt sie, „trafen wir einen, der sich mühsam an Krücken fortschleppte. Ich trat auf ihn zu, um ihm einen Sou zu geben, doch da er sich nicht arm genug fand, um Almosen anzunehmen, blickte er mich mit traurigem Lächeln an und wies das Angebotene ab. Ich vermag nicht zu sagen, was in meinem Herzen vorging, ich hätte ihn trösten, ihn erleichtern wollen; statt dessen dachte ich, ihn verletzt zu haben; offenbar erriet der arme Kranke meine Gedanken, denn ich sah, wie er sich umwandte und mir zulächelte . . . Ich empfand für ihn ein großes Mitgefühl. Nun erinnerte ich mich, gehört zu haben, daß man am Tage der Ersten Kommunion alles erlangt, worum man bittet; dieser Gedanke tröstete mich, und obwohl ich erst sechs Jahre alt war, sagte ich mir: ‚Am Tag meiner Erstkommunion werde ich für meinen Armen beten.‘ Fünf Jahre später löste ich mein Versprechen ein und hoffe, Gott habe das Gebet erhört, das er mir für eines seiner leidenden Glieder eingegeben hatte“<sup>4</sup>.

<sup>3</sup> Jürgen Moltmann, *Die ersten Freigelassenen der Schöpfung. Versuche über die Freude an der Freiheit und das Wohlgefallen am Spiel*, München 1971<sup>2</sup>, 37.

<sup>4</sup> Therese vom Kinde Jesus, *Selbstbiographische Schriften*, Johannes Verlag, Einsiedeln, 1958, 33.

In diesem vom Hauch des Anfangs getragenen Erlebnis liegt wie in einem Samenkorn die Gestalt des Künftigen verborgen. Therese konnte damals nicht ahnen, was es heißt, „mit den Toten zu leben“, aber sie war fähig, Schmerz mit dem „unerlösten Dasein“ zu empfinden. Und sie war treu. Sie vergaß weder den Bettler noch ihr Versprechen. Sie spürte eine geheime Beziehung zwischen ihrer Geborgenheit und der Trostlosigkeit der Armut. Sie mußte etwas *für* den andern tun, sie blieb nicht beim Mitgefühl stehen. Dieses „Für“ den andern wurde der Grundton ihres Lebens. Alles, was sich in ihrer Natur diesem „Für“ widersetzte, mußte geopfert, gebrochen werden. Was Therese von sich verlangte, erwartete sie auch von andern. 1894 schrieb sie ihrer Schwester Céline, um sie in ihrer Ordensberufung zu festigen: (Gott) „verlangt alles. Verweigern wir aber nur das Geringste, so erweist sich immer wieder, daß er uns zu sehr liebt, um nachzugeben. Sobald er sieht, daß wir ihn suchen, handelt er uns gegenüber, wie er es einst Abraham bewiesen hat . . . Jesus bricht jetzt Deine Natur, da er Dir Kreuz und Leid schickt. Je mehr ich nachdenke, desto mehr gewinne ich die Überzeugung, daß Du eines Tages hierher kommen wirst“<sup>5</sup>.

Nach der Heilung von der Krankheit der Skrupeln bestimmte die 14jährige Therese das Verlangen, sich für andere einzusetzen. Jetzt ging es nicht mehr um das Mitgefühl eines Kinderherzens, sondern um einen Auftrag, der ihr vom Geist Gottes gegeben war. Sie wollte etwas tun, für die andern da sein, „den Durst Jesu am Kreuz stillen“, wie sie es nannte. Dies alles war Erkenntnis der Liebe, die nach Gleichgestaltung mit dem Herrn verlangte. Hierher gehört ihr Ringen um den Mörder Pranzini. Aus dem leidenschaftlichen Tun „für“, bei dem sie noch die Gebende war, um „Jesus zu trösten“, wurde im Karmel ein Entblößtwerden von allem, ein Armwerden mit dem Gekreuzigten, ein Machtloswerden im durchgetragenen Leid, ein Einswerden mit Christus in seiner Stellvertretung für die Sünder. „Céline, nur durch das Leiden können Menschen zu Jesus geführt werden. Ist es daher verwunderlich, daß wir so reichlich damit bedacht sind?“<sup>6</sup> Ihrer Cousine gesteht sie: „Ich wünsche, daß Gott jenen, die ich liebhabe, die unvermeidlichen Leiden im Leben soweit wie möglich erspart und die Prüfungen, die ihnen zugedacht sind, mir auferlegt werden, wenn es sein muß“<sup>7</sup>. Für Menschen „vom Schlag Thereses (war) Freude unerträglich . . . solange ein anderer (litt)“<sup>8</sup>. „Der Winter ist das Leid, das unverstandene, verkannte und in den Augen der Menschen unnütze Leid, das aber in den Augen Jesu . . . so fruchtbar und mächtig ist . . . Welch ein Geheimnis . . .“

<sup>5</sup> Briefe der Theresia Martin II, Kreuzring-Bücherei Bd. 4, Trier, 1955, 58.

<sup>6</sup> Briefe der Theresia Martin I, Kreuzring-Bücherei Bd. 3, Trier, 1966<sup>4</sup>, 147.

<sup>7</sup> Ebd. 152.

<sup>8</sup> H. U. von Balthasar, *Therese von Lisieux. Geschichte einer Sendung*, Köln 1950, 62.

Jesus will nichts ohne uns tun. Der Schöpfer des Weltalls erwartet das Gebet einer armen kleinen Seele, um andere zu retten“<sup>9</sup>.

Aus dieser Perspektive versteht man, daß Therese seit ihrem Karmeleintritt nicht genug Worte fand, Leid und Prüfung zu preisen, ja im Leiden höchstes Glück zu sehen. Dies war nicht Perversion oder krankhafte Seelenhaltung, sondern die Überzeugung, daß Gott in Jesus Christus mit dem Schicksal dieser Welt solidarisch wurde. Gleich Paulus konnte Therese sprechen: „Viel lieber will ich stolz sein auf alles, was schwach ist an mir, damit sich die Kraft Christi auf mich niederläßt. Deswegen habe ich meine Freude an jeder Schwachheit, an Mißhandlungen und Nöten, an Verfolgungen und Ängsten, die ich für Christus ertrage; denn wenn ich schwach bin, dann bin ich stark“ (2 Kor 12, 9–10). Stellvertretung und Solidarität in der Freude sind leicht, wo aber Leid aufbricht, versagen die Jünger aller Zeiten. „Wie klein war die Zahl der treuen Freunde . . . als er schwieg (Mk 14, 61) vor seinen Richtern. O Welch eine Melodie ist doch dieses Schwei gen Jesu für meine Seele. Er will arm sein, damit wir ihm unsere Hilfsbereitschaft beweisen können. Gleich einem Bettler streckt er uns seine Hand entgegen, damit er uns . . . zurufen kann: ‚Kommt, ihr Gesegneten meines Vaters, denn ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich wußte nicht, wo ich die Nacht zubringen sollte, und ihr habt mir Unterkunft gewährt; ich war im Gefängnis, und ihr habt mich unterstützt‘“ (Mt 25, 34–36)<sup>10</sup>.

Der Bettler in Thereses Kindheit hatte die Gestalt Christi angenommen, oder umgekehrt: Therese erkannte die Solidarität Jesu mit den Armen. Jesus hatte nicht nur etwas „für“ die Armen getan, sich zur Menschheit herabgeneigt. Er wurde wie ein Sklave, nahm Sklavenlos an und bekundete sein Mit-Sein mit den andern bis zur Kreuzigung zwischen zwei Verbrechern. Therese wußte, daß diese Stellvertretung Jesu für die Sünder, in den Augen der „Welt“, die nur das Ihrige sucht, Torheit war. Darum sprach sie vom „Wahnsinn der Liebe“, die sich auf dieses Schicksal Jesu einläßt. „Man beurteilt die andern nach sich selbst, und da die Welt töricht ist, nimmt sie selbstverständlich an, wir seien ebenfalls so töricht. Schließlich sind wir nicht die ersten Toren. Das einzige Verbrechen, das Herodes Jesus vorwarf, war, er sei von Sinnen. Und ich denke wie er. Ja, es war Wahnsinn, auf die Suche nach armen, sterblichen Menschen zu gehen . . . Jesus war töricht . . . auf die Erde zu kommen, um die Sünder aufzusuchen, sie zu seinen Freunden, seinen Vertrauten, seinen Ebenbildern zu machen . . . Nie vermögen wir das an Torheit zu vollbringen, was er für uns vollbracht hat.

<sup>9</sup> Aus einem Brief an Céline, *Briefe der Theresia Martin I*, 153 und 162.

<sup>10</sup> *Briefe der Theresia Martin II*, 21.

Unsere Handlungen verdienen diesen Namen nicht, denn sie sind nur sehr vernünftige Handlungen und bleiben weit hinter dem zurück, was unsere Liebe vollbringen möchte<sup>11</sup>.

Das Für-die-andern-da-Sein wird zum Mit-den-andern-da-Sein. „Dietrich Bonhoeffer“, schreibt Moltmann, „hat die Formel (Für-Andere-Dasein) verwendet, um das Geheimnis der Stellvertretung Christi und seines Todes für uns auszulegen. Das Für-Andere-Dasein ist auch das Geheimnis der Liebe in denen, die dem Mann aus Nazaret nachfolgen. Das Für-Andere-Dasein ist die Grundstruktur der Kirche Christi, die stellvertretend für die Menschen eintritt und insbesondere jene vertritt, für die keiner sonst eintritt. Das Für-Andere-Dasein ist notwendig zur Befreiung und Erlösung des bedrückten und schuldig gewordenen menschlichen Lebens. Durch Liebe wird Freiheit konkret ausgebreitet . . . Aber das Für-Andere-Dasein ist nicht das Letzte, auch nicht das Ziel und noch nicht einmal die Freiheit selbst. Es ist der Weg, wenngleich der einzige Weg, der zum *Mit-Anderen-Dasein* führt. Daß Christus für uns gestorben ist, hat sein Ziel und seine Zukunft darin, daß er mit uns ist, wir mit ihm leben, lachen und herrschen werden. Das Für-Andere-Dasein in der stellvertretenden Liebe hat zum Ziel, einmal mit anderen in Freiheit da zu sein . . . Das Für-Andere-Dasein ist die Weise der Erlösung des Lebens. Das *Mit-Anderen-Dasein* ist die Form des erlösten, freien Lebens selbst. Darum sollte sich die Kirche selbst nicht nur als Mittel zum Zweck, als Kirche für die Welt, verstehen, sondern in sich selbst auch schon das freie, erlöste Mit-Anderen-Dasein demonstrieren, dem sie doch dienen will . . . Die Kirche hat in diesem Sinne nicht nur Hilfsfunktionen für die Welt, die im Argen liegt, sondern hat auch selbst schon einen *demonstrativen Seinswert*“<sup>12</sup>.

Die Kirche ist die „Gemeinde der Freien“, die die „Freude an dieser Freiheit“ zeigen muß. Diese Freude erwuchs Therese aus der Kraft des Leidens, aus dem Leiden „für“, vor allem jedoch aus dem Mit-den-andern-Leiden, damit auch sie Freude erfahren. Aus dem Verlangen, „die Sünder bekehren zu wollen“, wurde das Sich-mit-den-Sündern-an-den-gleichen-Tisch-Setzen. Vier Monate vor ihrem Tod schrieb sie: „Herr . . . ich bitte dich um Verzeihung für meine Brüder, (ich bin) bereit, das Brot der Schmerzen zu essen, solange du es willst. (Ich will mich) von diesem mit Bitternis beladenen Tisch, an dem die Sünder essen, nicht mehr erheben vor dem von dir bezeichneten Tag. Darf (ich) daher nicht auch in (meinem) Namen, im Namen (meiner) Brüder sprechen: ‚Erbarme dich unser, Herr, denn wir sind arme Sünder‘ (Lk 18, 13)? Herr, entlasse uns gerechtfer-

<sup>11</sup> Ebd. 63.

<sup>12</sup> Die ersten Freigelassenen der Schöpfung, 75 f.

tigt<sup>13</sup>. Aus dem „Ich für“ wurde ein Wir. Das Nicht-mehr-an-Gott-glauen-Können machte Therese solidarisch mit denen, die in irgendeiner Form getrennt von Gott leben. Therese unterschied sich nicht mehr vom Sünder. Schon 1893 hatte sie die Stelle im Evangelium fasziniert, wo vom Hirten die Rede ist, der um eines verlorenen Schafes willen neunundneunzig andere im Stich läßt und auf die Suche geht (Mt 18, 12): „Unser Heiland will die ‚getreuen Schafe in der Wüste‘ lassen . . . Was das doch für mich bedeutet. Er ist ihrer gewiß. Sie können sich nicht mehr verirren, denn sie sind die Gefangenen der Liebe. Daher beraubt Jesus sie seiner fühlbaren Gegenwart, um den Sündern seine Tröstungen zuteil werden zu lassen. Wenn er sie auf den Höhen des Tabor weilen läßt, dann geschieht das nur für wenige Augenblicke. Der Ort seiner Ruhe sind meistens die Täler“<sup>14</sup>. Gleich Paulus wünschte Therese für die Sünder die Hölle zu erleiden; sie wollte unerkannt in einem Haus für gefallene Mädchen leben, „damit Gott auch dort geliebt werde“. Gott nahm Therese beim Wort, er war sich ihrer „sicher“. Durch den Zweifel an seiner Existenz ließ er sie in der Wüste stehen. Das Bild, das Therese 1893 in einem Brief an Céline gebrauchte, war harte Wirklichkeit: „Könnte ein kleines Kind, das sich ganz allein in einem Nachen auf dem Meer befindet – mitten in den stürmischen Wellen – wissen, ob es in der Nähe des Hafens oder weit davon entfernt ist? Wenn sein Auge noch das Ufer erblickt, von dem es abgefahren ist, dann weiß es um den zurückgelegten Weg. Sieht es aber, wie das Land in die Ferne rückt, dann kann es seine Freude nicht mehr zügeln. Oh, ruft es aus, nun werde ich bald am Ende meiner Fahrt sein. Je weiter es sich aber vom Ufer entfernt, um so unermeßlicher erscheint auch der Ozean. Damit zerrinnt das Wissen des Kindes zu einem Nichts. Es weiß eben nicht mehr, wohin sein Schifflein steuert. Da es nicht mehr weiß, wie es das Steuer handhaben soll, bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich treiben zu lassen und sein Segel dem Winde preiszugeben“<sup>15</sup>.

Ist es nicht Thereses und unsere Chance, daß der Glaube auf tiefere Fundamente gelegt werden muß, als wir es bisher annahmen? Ist es nicht gut, wenn Brücken und Konventionen zusammenstürzen und wir ins Nichts blicken, um aus dem Getto der Selbstgerechtigkeit herauszufinden und den Bruder im andern Lager, um dessentwillen Jesus auch gekommen ist, besser zu verstehen? „Therese sieht auf dem Grund der anderen Seele, tiefer als alles, was trübe ist und abstößt, das verborgene Antlitz des Erlösers, nicht reinlich trennbar vom Menschen, dem es innewohnt, so daß man jenes

<sup>13</sup> *Selbstbiographische Schriften*, 220.

<sup>14</sup> *Briefe der Theresia Martin II*, S. 14 f.

<sup>15</sup> Ebd. 19.

lieben könnte, ohne diesen mitzulieben. Sie sieht dieses Antlitz wie eingraviert dem Schweißtuch, unzertrennbar von ihm, und sie muß notgedrungen das Ganze lieben“<sup>16</sup>. Dies ist Kreativität der Liebe, die sich „ausweitet zu den Dimensionen Christi“<sup>17</sup>. Gott im Nächsten lieben, ist keine Konstruktion, sondern das „Ganze“, in das sich Gott selbst eingelassen hat und mit dem er seit seiner Menschwerdung in Christus untrennbar verwoben und verbunden ist. In diesem Ganzen liegt wahre Solidarität, die einsteht für den andern, indem sie mit ihm liebt, leidet, Anfechtung erträgt und sich freut.

In den Briefen, die Therese kurz vor ihrem Sterben ihren beiden Missionaren schrieb, klingt dieses Mit-Sein wie eine immer wiederkehrende Melodie an: „Herr Abbé, Sie werden mich wohl sehr eigenartig finden: vielleicht bedauern Sie, eine Schwester zu haben, die den Anschein erweckt, sich der ewigen Ruhe zu erfreuen, und Sie hier allein arbeiten läßt. Aber, beruhigen Sie sich. Der einzige Wunsch, den ich hege, ist, den Willen Gottes zu erfüllen . . . Ich kenne die Zukunft nicht. Wenn aber Jesus meine Ahnungen Wirklichkeit werden läßt, verspreche ich Ihnen, auch im Himmel Ihre Schwester zu bleiben. Weit entfernt, daß unsere Vereinigung dann aufhört, wird sie nur noch um so inniger. Dann gibt es keine Klausur mehr, keine Gitter, und meine Seele wird mit Ihnen in die fernsten Missionsgebiete fliegen können“<sup>18</sup>. Dem gleichen Priester schreibt sie am 13. Juli 1897: „Wahrscheinlicher ist, daß ich noch mehr tun werde (nach dem Sterben), als meinem Bruder zu schreiben . . . Ich werde ihm ganz nahe sein, ich werde alles sehen, was ihm nötig ist, und ich werde Gott keine Ruhe lassen, bis er mir das gegeben hat, was ich haben will“<sup>19</sup>. Pater Roulland versichert sie: „Ich rechne bestimmt damit, im Himmel nicht untätig zu bleiben. Mein Wunsch ist es, noch für die Kirche und die Menschen zu arbeiten . . . Mein Bruder, Sie sehen, wenn ich das Schlachtfeld schon verlasse, so geschieht das nicht aus dem selbstsüchtigen Verlangen, mich auszuruhen. Der Gedanke der ewigen Seligkeit läßt mein Herz kaum aufjubeln. Seit langem schon ist das Leiden hienieden mein Himmel geworden. Ich erfasse es wirklich nur schlecht, wie ich mich in einem Lande akklimatisieren soll, wo nur Freude herrscht, ohne irgendeine Traurigkeit. Jesus muß meine Seele umgestalten und ihr die Fähigkeit verleihen, sich zu freuen, andernfalls kann ich die ewigen Reichtümer nicht ertragen“<sup>20</sup>.

<sup>16</sup> H. U. v. Balthasar, *Therese von Lisieux, Geschichte einer Sendung*, 149.

<sup>17</sup> Ebd.

<sup>18</sup> *Briefe der Theresia Martin II*, 127 f.

<sup>19</sup> Ebd. 162.

<sup>20</sup> Ebd. 164.

Therese hat ihre eigene Theologie über das künftige Leben. „Ohne es zu wissen, (schafft sie) einen neuen Begriff des Jenseits“<sup>21</sup>. Ihre Solidarität mit den Leidenden war so echt, so nahtlos, daß sie sich ein Jenseits zur persönlichen Befriedigung, ein Dasein ohne Trauer nicht vorstellen konnte. Nicht Seligkeit, Ruhe, die seit Augustinus und Thomas gängigen Begriffe für Jenseits, waren für sie entscheidend, sondern „schöpferische Liebe“. „Therese (ließ) sich auch in ihren elementarsten christlichen Anschauungen durch keine allgemein geläufigen Sätze beeinflussen und irremachen . . . Obwohl sie alle Freude, die Gott ihr schenken wird . . . annehmen wird, strebt sie von sich aus nicht nach Seligkeit, sondern einzig nach Liebe. ‚Ewige Liebe‘, nicht ‚ewige Seligkeit‘ ist die Wesensbestimmung des Seins bei Gott, und die Gesetze der Liebe sind unendlich reicher, vielfältiger und tiefer als die Gesetze der Seligkeit, geschweige denn die Gesetze der Ruhe“<sup>22</sup>. Therese tröstete Menschen, die mit ihr auf dem Weg waren, über die bevorstehende Trennung hinweg, indem sie ihr Mit-Sein mit ihnen – mitten in der Anfechtung gegen den Glauben – unbekümmert ins Jenseits verlängerte. Liebe kann nicht untätig sein, auch im Jenseits nicht. Liebe bis zum äußersten, die sich sehnt, daß auch der Unsympathische, der Mensch, der uns quält oder Leid verursacht, in Ewigkeit von einer erbarmenden Liebe bejaht und angenommen werden möge – das verstand Therese unter Solidarität.

Vielleicht braucht unsere Zeit, die, wie manche fürchten, immer mehr einer „Totalverwaltung der Welt“ (Horkheimer) zusteuert, und damit sinnentleert wird, Menschen, die wie Therese darauf aufmerksam machen, daß der Mensch nicht allein von Brot und Perfektion leben kann. „Die Sehnsucht nach dem Absoluten . . . wird es vielleicht auch in der verwalteten Welt geben. Denn, selbst dann, wenn alle materiellen Bedürfnisse befriedigt werden, die Tatsache bleibt, daß der Mensch sterben muß, und vielleicht wird ihm, gerade weil seine materiellen Bedürfnisse befriedigt werden, diese Tatsache dann in besonderer Weise bewußt sein. Vielleicht entsteht dann . . . echte Solidarität unter den Menschen“<sup>23</sup>. Für diese „Sehnsucht nach dem Absoluten“ hat Therese gekämpft, bis zuletzt, gegen alle Entmutigung, gegen alle Zweifel. Im Angesicht der letzten „großen Niederlage“ hat sie ihre Hoffnung auf Gott und ihre Bejahung des Mitmenschen bezeugt.

---

<sup>21</sup> H. U. v. Balthasar, *Therese von Lisieux. Geschichte einer Sendung*, 63.

<sup>22</sup> Ebd. 63 f.

<sup>23</sup> Max Horkheimer, *Die Sehnsucht nach dem ganz Anderen*, Hamburg, 1971<sup>2</sup>, 88.